

Landarbeiter aus der Tschechoslowakei, das erstmals mit acht Jahren festes Schuhzeug bekam, stieg zum weltweit bekannten Zeitungszaren mit Tausenden Angestellten in 28 Ländern auf.

Nun wird das Andenken an den rastlosen Selfmade-Tycoon mit der tiefen Stimme und den buschigen Augenbrauen durch neue, ruhmlose Enthüllungen befleckt – späte Rache einer unterdrückten Gattin. Exakt drei Jahre nach seinem Tod hat sich Elisabeth („Betty“) Maxwell, 73, zu Wort gemeldet. Ihre Memoiren, die Ende dieser Woche in Großbritannien erscheinen, sind die eilige Abrechnung mit einem exzentrischen Despoten.

Der Gemahl, so bilanziert die scharfzüngige Hinterbliebene ihr 46 Jahre währendes Ehemartyrium, habe sie „mit sadistischem Vergnügen“ vor anderen Leuten heruntergeputzt, ständig betrogen und hintergangen. Die sieben Kinder seien vom Vater regelmäßig verdroschen worden; im 53-Zimmer-Herrensitz „Headington Hill Hall“ in Oxford habe ein „Klima von Terror und Angst“ geherrscht. Kurz: Das Leben mit dem „größtenwahnwitzigen und jähzornigen Tyrannen war die Hölle“.

Bekennerrdrang aus den gehobenen Kreisen der Gesellschaft garantiert im Vereinigten Königreich satte Verkaufserlöse. Die Autorin soll vom Londoner Verlagshaus Sidgwick 100 000 Pfund (eine knappe Viertelmillion Mark) Vorschuß kassiert haben – zu Lebzeiten Maxwells wäre das freilich eine Summe gewesen, die nicht einmal zur Entlohnung der diensthabenden Zofen, Butler, Köche und Gouvernanten gereicht hätte.

Doch nun, klagt die Witwe, brauche sie die Honorare aus ihrer Lebensbeichte, um ihren kümmerlichen Unterhalt zu bestreiten. Nach der grandiosen Pleite ihres Mannes – Maxwell hinterließ etwa fünf Milliarden Mark Gesamtschulden – sei sie „völlig mittellos“, angewiesen auf die staatliche Mindestrente von gerade 141 Mark pro Woche für Alleinlebende.

Ein ungnädiges Schicksal, das Betty Maxwell mit etlichen ehemaligen Mitarbeitern ihres Mannes teilt: Denn vor dem Kollaps seines Imperiums hatte der Pressebaron rücksichtslos die Pensionskassen, vor allem die des Londoner *Mirror*-Verlags, geplündert und so das Personal um bis zu 70 Prozent ihrer betrieblichen Altersversorgung geprellt.

Doch ganz so schlimm wie die betroffenen Rentner muß die Pariser Aristokraten-Tochter auch künftig nicht daben. Allein der Verkehrswert ihres französischen Châteaux, das nicht zur Konkursmasse gehört, liegt bei etwa 7,5 Millionen Mark. Das Schloß ist jedoch laut Mrs. Maxwell „bis oben hin“ mit Hypotheken belastet.



Totengedenken für Nationalheld Bandera*: Wider das russische Imperium

Derzeit bewohnt die Witwe im feinen Londoner Viertel Chelsea eine „mikroskopisch“ kleine Behausung (so Betty Maxwell), die sich nach Augenschein von Reportern als Appartement mit vier Schlafzimmern und teeservierendem Dienstmädchen entpuppte. Die Miete bringt ein alter Freund aus glanzvollen Tagen auf: der Duke of Westminster.

Mag sein, daß Betty Maxwell tatsächlich Rachegefühle und Gewinnstreben zur postumen Demontage ihres Mannes trieben. Es ist aber auch möglich, daß die gescheite Witwe, die 1981 an der Universität von Oxford über die „Kunst des Briefeschreibens im Frankreich zur Zeit der Revolution und der napoleonischen Ära“ promovierte, gezielt Legenden bildet – zum Vorteil ihrer Söhne Ian, 38, und Kevin, 35.

Die beiden jungen Maxwells müssen sich von Anfang kommenden Jahres an vor einem Londoner Gericht verantworten. Sie werden beschuldigt, an der betrügerischen Megapleite des Vaters aktiv mitgewirkt zu haben. Ihre Mutter hat bereits bei den verbliebenen Freunden weit über eine Million Mark zur Bezahlung erstklassiger Verteidiger aufgetrieben.

In ihrem Buch zeichnet sie nun das Bild zweier herzenguter Jungs, die vom durchtriebenen, herrschsüchtigen Papa hemmunglos für dessen Geschäfte benutzt wurden. Betty Maxwell: „Nun hat er aus meinen eigenen Söhnen Parias gemacht – sie sind stigmatisiert und werden gehaßt.“

Sie selbst scheint zu dauerndem Haß nicht fähig. Trotz aller Schmähungen und Beschuldigungen kann die Witwe dem verblichenen Milliarden-Betrüger, dessen Charme in der Damenwelt notorisch war, nicht lebenslang gram sein: „Er konnte ganz furchtbare Dinge anstellen, aber irgendwie mußte man diesen Scheißkerl dennoch mögen.“ □

Ukraine

Gesegnetes Schwert

Nationalisten feiern einen Partisanen, der einst mit den Nazis kollaborierte und dann gegen alle focht – Stepan Bandera.

Das Telefon klingelte nachts um drei. „Heute lassen wir euch verdammte Ukrainer hochgehen“, kündigte eine Stimme an, die sich unter dem Namen Romanow vorstellte.

Die Bombendrohung kam vom russischen Nationalistenbund Pamjat, sie galt einem Aufmarsch der Konkurrenz, dem „Kongreß Ukrainischer Nationalisten“, Ende Oktober in Kiew. Die Ukrainer feierten ihren Helden und Märtyrer Stepan Bandera, der vor 35 Jahren in München ermordet worden war.

Mehrere hundert altersschwache Kämpfer aus dem Zweiten Weltkrieg und Veteranen der „14. Waffen-Grenadier-Division der SS (galizische Nr. 1)“ sangen ihrem Heroen das Ruhmeslied „Ewiges Gedenken“. Die KGB-Verbrecher hätten zwar „den Körper des Führers getötet“, so eine Rednerin, „sein Geist aber bleibt unsterblich“.

„Wir segnen das Schwert, das Bandera im Namen Gottes und der ukrainischen Nation führte“, verkündete der Priester Jurij von der ukrainischen Nationalkirche und schwang das Kreuz vor

* In seinem Geburtsort Stary Ugriniw.

dem Porträt des jugendlichen Bandera. Der hatte sich als Student 1934 an der Ermordung des polnischen Innenministers beteiligt, was ihn ins Gefängnis brachte. Als einer der Anführer der „Organisation Ukrainischer Nationalisten“ (OUN) kämpfte Bandera damals für eine Großukraine, die das Polen zugeschlagene Galizien, die Sowjetukraine, die russischen Kuban-Gebiete und den Nordkaukasus umfassen sollte.

Nach dem deutschen Einmarsch in Polen kam Bandera 1939 frei und arbeitete zunächst mit den Besatzern zusammen. Er gründete eine „Ukrainische Legion“, die von der Wehrmacht ausgebildet wurde. Im Juni 1941 marschierten die Bataillone „Nachtigall“ und „Roland“, geführt von Offizieren und Unteroffizieren aus den Reihen der OUN, in Lemberg (Lwiw) ein. Am 30. Juni proklamierte Banderas Stellvertreter Jaroslaw Stezko eine unabhängige Landesregierung für die Westukraine. Ein Pogrom an den jüdischen Einwohnern ließ nicht lange auf sich warten.

Doch der neue Staat konnte sich nur fünf Tage halten. Die Deutschen waren nicht gekommen, die sowjetische Kolonie zu befreien, sondern sie ebenso auszubeuten wie Stalin. Stezko und Bandera wurden ins Konzentrationslager Sachsenhausen verschleppt, zwei Brüder Banderas in Auschwitz von polnischen Mithäftlingen erschlagen.

Die OUN-Aktivisten führten fortan einen Partisanenkampf gegen alle Feinde der Ukraine: „Wir wollen nicht für Moskau, die Juden, die Deutschen und andere Fremde arbeiten, sondern für uns“, verkündete ein Flugblatt. „Wir schaffen einen selbständigen ukrainischen Staat oder gehen für ihn zugrun-

de.“ Auch als die Sowjets die Ukraine zurückerobert hatten, lieferten die Bandera-Freischärler sowjetischen und polnischen Polizeitruppen Gefechte. Sie überfielen Posten und Versorgungslager, töteten Funktionäre und Spitzel.

Erst 1959 gelang es sowjetischen Militäreinheiten, die letzten Rebellen im Grenzgebiet zur Slowakei auszuschalten. Im selben Jahr tötete ein KGB-Killer in München Bandera mittels einer Giftpistole.

Der Mörder, den seine deutsche Frau zum Geständnis überredete, erhielt eine milde Strafe: acht Jahre, nur wegen Beihilfe zum Mord. Urheber der Tat, so entschied der Bundesgerichtshof, sei

Schon zweimal sprengten Feinde das Denkmal des Partisanenführers

Auftraggeber Alexander Schelepin, damals KGB-Chef und Politbüromitglied in Moskau.

Schreibtischtäter Schelepin starb vorigen Monat kaum beachtet als Pensionär in Rußland. Sein Opfer Bandera aber dient in der nun selbständigen Ukraine allen Rechten als Symbolfigur. Die Mitglieder des Nationalisten-Kongresses, der als Partei registriert ist, werden in seinem Namen „zum ewigen Dienst an der ukrainischen Nation“ vereidigt. „Dreizack“, die Nachwuchsorganisation der Banderiten, trägt den Ehrennamen „Stepan Bandera“.

Die Parteivorsitzende Jaroslawa Stezko, 74, sieht in Moskau noch immer eine feindliche Macht. Sie wöhnt die ukrainische Unabhängigkeit von russischen Fa-

schisten und Monarchisten ebenso bedroht wie von Jelzins Außenminister: „Pamjat, Schirinowski, Solschenizyn und Kosyrew, sie alle wollen das russische Imperium erneuern.“

Die Ehefrau des Fünf-Tage-Regierungschefs Stezko hatte Banderas Münchner Exil geteilt, erst vor zwei Jahren kehrte sie in die Heimat zurück. 50 000 Anhänger konnte sie seither um sich scharen, sagt sie. Über die stärksten Kader verfügt die streng hierarchisch organisierte Partei in der Westukraine, doch nun will sie „auch den Osten erobern“.

Mit dem Geld reicher Exilukrainer finanziert die Partei die Ausbreitung der nationalistischen Idee, für die Frau Stezko in Broschüren und Schulungskursen wirbt. Auf „wissenschaftlichen Konferenzen“ in Lemberg, Kiew und Donezk bemüht sich der Kongreß Ukrainischer Nationalisten, seinen Helden Bandera historisch zu rehabilitieren.

Im Rausch der wiedergewonnenen Selbständigkeit wurden 1991 in Lemberg und vielen westukrainischen Kommunen Straßen mit sowjetischen Namen auf Bandera umgetauft. Der Jüdische Weltkongreß protestierte ebenso wie die Warschauer Regierung – in Polen ist Banderas Untergrundarmee bis heute als „Mörderbande“ verhaßt. Nach Schätzung polnischer Historiker kamen in Kämpfen mit den ukrainischen Partisanen 50 000 bis 80 000 Polen vor allem im Gebiet von Wolhynien ums Leben.

Eine steinerne Büste Banderas in seinem Geburtsort Stry Ugriniw wurde schon zweimal von Unbekannten gesprengt. Jetzt steht ein Standbild aus Bronze nahe seinem Elternhaus, in dem ein Museum untergebracht ist.

Dieses Jahr mußten ganze Schulklassen aus den umliegenden Dörfern zur Gedenkfeier anmarschieren und dem Nationalhelden huldigen. „Ihr seid die Erben Banderas“, schärfte der Vorsitzende des Bezirksrats, Stepan Wolkowezki, den Jungen und Mädchen ein, die vor dem Denkmal strammstanden.

Vom Bandera-Kult verspricht sich Gouverneur Wolkowezki außer neuem Nationalgefühl auch klingende Münze. Er plant einen großen Ehrenkomplex für den Landesrebell: Ein richtiges Museum mit Hotelbetrieb soll die zahlreichen Widerstandskämpfer, die im Exil zu Wohlstand gekommen sind, zu einem Besuch in die Heimat locken.

Auch im Ukrainischen klingt „Banderowez“ (Banderit) fast wie Bandit. Das hindert Wolkowezki allerdings nicht am trotzigem Bekenntnis: „Wir sind stolz, Banderowezki zu sein.“ □



Treffen von Bandera-Veteranen: Für ein Reich bis zum Kaukasus

A. KILYENKO